

1988

## Manfred Jendryschik: Zwischen New York und Honolulu. Briefe einer Reise

Fritz H. König  
*University of Northern Iowa*

Follow this and additional works at: <http://newprairiepress.org/gdr>



This work is licensed under a [Creative Commons Attribution-Share Alike 4.0 License](https://creativecommons.org/licenses/by-sa/4.0/).

---

### Recommended Citation

König, Fritz H. (1988) "Manfred Jendryschik: Zwischen New York und Honolulu. Briefe einer Reise," *GDR Bulletin*: Vol. 14: Iss. 1.  
<https://doi.org/10.4148/gdrb.v14i1.842>

This Review is brought to you for free and open access by New Prairie Press. It has been accepted for inclusion in *GDR Bulletin* by an authorized administrator of New Prairie Press. For more information, please contact [cads@k-state.edu](mailto:cads@k-state.edu).

## BOOK REVIEWS

### Review Essay

Zwischen New York und Honolulu. Briefe einer Reise.  
Von Manfred Jendryschik. Halle-Leipzig: Mitteldeutscher Verlag, 1987. 202 S.

Das war wie im Kino: als wir nach vier Stunden Fahrt, mit ständiger Geschwindigkeitsüberschreitung, wie man so sagt, vom Maiskolben-Iowa kommend, zwei müde Landstraßenstramps der Provinz, nun auch die Vorstädte und Industrieviertel hinter uns gelassen hatten und im Morgenlicht diese fantastische Skyline von Downtown Chicago sahen, dieses Zentrum mit den höchsten Häusern der Welt...

Und so geht es weiter, kommentierte amerikanische Landschaft, d.h.: weitgehend Stadtlandschaft passiert Revue, manchmal mehr Landschaft, wirklich Gesehenes, Erlebtes, manchmal mehr Kommentar oder Spekulation. Dabei hangelt sich der Autor durch 16 nordamerikanische Städte. Chicago, Iowa City, Toronto, Memphis, New Orleans, San Francisco, Honolulu, Los Angeles, Tijuana, San Diego, Las Vegas, Salt Lake City, Boston, Philadelphia, Washington D.C. und New York heißen die Stationen, bzw. Kapitel. Ob das Ganze nun Briefform, Tagebuchform oder Reiseberichtform aufweist, sei dahingestellt. Jedenfalls adressiert Jendryschik alles an eine wohl fiktive "liebe K." -- journalistische confidante und Daheimgebliebene. Die etwas pedantische Datierung jeder Stadt "Chicago, 14. Sept". z.B., oder "New Orleans, 4. Dez". soll zwar den Eindruck des gewissenhaften und wörtlich genommenen Datensammelns erwecken, und außerdem die gesuchte Briefform unterstreichen, ist aber eher ungeschickt, da sie den--manchmal sicherlich korrekten--Eindruck erweckt, daß Jendryschik jeweils nur einen Tag in besagter Metropole verbracht hat. Die vorgetragenen Impressionen steigern sich oft ins Sozialkritische in Werturteile, die an eben diesen Tagesetappen aufgehängt ein bißchen an Glaubhaftigkeit einbüßen. Der Ton will wohl, wenigstens streckenweise, ironisch-satirisch sein, denn schließlich soll sich das Buch ja nicht nur vom Titel her verkaufen lassen, gleitet aber

leider häufig ins allzu Salopp-Journalistische, manchmal geradezu ins Pennälerhafte ab, was die Kreditabilität nicht sonderlich stärkt. Stilistisch hat Günter Grass hier Spuren hinterlassen--ob beredete, sei dahingestellt: lange Substantivreihen, zwar nicht auf Graßsche Manier klein aneinandergereiht, sondern schon getrennt, allerdings ohne Komma. Aber nicht nur in der Aneinanderreihung zeigt sich hier der Meister, sondern besonders in der Trennung. Das Wort Sehn-Sucht (zweimal mit großem S und mit Bindestrich getrennt) soll effektvolle Doppelbödigkeit hervorrufen und richtig entfernt wird etwas dadurch, daß es in 7 Einzelwörtern "so weit von ein an der entfernt" (S. 187) ist.

Der Editionsprozeß dieses Buches muß ein langer und mühsamer gewesen sein, denn öfters sind wohl Streichungen vorgenommen worden; die hinterließen dann kurze Restabschnitte, die im Vakuum stehen. Z.B. wird eine Seite lang ein amerikanisches Fußballspiel geschildert. Danach kommen zwei Seiten Beschreibung des International Writing Programs in Iowa City, in dem der Autor ein Vierteljahr lang zu Gast war. Zwei Themen also, die relativ wenig miteinander zu tun haben. Dazwischen steht aus unerfindlichen Gründen ein Abschnitt, der sich mit einer Arbeiterdemonstration im Chicago des Jahres 1886 befaßt (S. 31).

Nun soll das Buch natürlich auch, weil es nun mal schon von den Vereinigten Staaten handelt, schlagartig dem Leser Atmosphäre, und zwar echt amerikanische vermitteln, und zwar möglichst sogar schon vor dem Lesen. Aus diesem Grund leuchtet einem schon auf dem Einband eine bunte Geschäftsstraße entgegen mit anklingendem Sternenbanner links oben, und der Text ist punktiert mit Jendryschiks eigenem Bildmaterial. Viel Bildmaterial ist neutral, d.h. es stellt Architektur oder Landschaft dar. In der Mehrzahl tendieren die Bilder aber in eine bestimmte Richtung: ausgebrannte Slums, ein Gefangener beim Reinigen eines Polizeiautos, ein Bettler, ein Schwarzer, der im Abfallkübel wühlt, eine Schnapsleiche im Rinnstein usw.

Die "amerikanische" Atmosphäre verdichtet sich dann im Text. Oft wird nämlich die Landessprache benutzt, auch dann, wenn eigentlich gar nicht nötig und wird nachher auch noch, und zwar oft falsch, wieder ins Deutsche zurückübersetzt (in Klammern). Das wäre natürlich ganz o.k. Leider ist das Englisch aber häufig

entweder unamerikanisch "have you a question" (S. 19) oder völlig unverständlich "let's drop your mind" (S. 8) oder schlicht und einfach fehlerhaft "I gonna Washington" (S. 68), "...a girl for an intercourse" (S. 93). Und ein alter Toilettenwitz erscheint dergestalt: "What are you looking around here for, a joke? The joke is in your hand" (S. 78). Falls dieser Witz an dem Leser vorübergehen sollte, wird gleich mit einer Übersetzung nachgeholfen. Die sieht dann so aus: "Was luchst du hier herum nach einer Freude? Die ist in deiner Hand".

Nicht nur im Englischen, wo es an orthographischen und anderen Fehlern wimmelt, sondern auch in Wörtern spanischen und italienischen Ursprungs tut sich der Verfasser schwer, es sei denn es gibt wirklich *pettucini* im Italienischen, denn so *firm* bin ich in dieser Sprache auch nicht. Kurz und gut, es hapert hin und wieder, aber der Autor übt auch eine gewisse Selbstkritik, wenn er der "lieben K." in völlig richtigem und idiomatischem Englisch dankt: "Danke für Deine Geduld, Dir die langen Tiraden vors Augen zu halten, thank you for reading this beautiful shit, thank you so much" (S. 20). Völlig richtig ist später auch (S.68) die Englischlektion über einsilbige Wörter, die die "Leipziger Enzyklopädisten" schnöde in ihren Wörterbüchern vorenthalten. Allerdings mangelt dann hier doch die Übersetzung, und so bleibt der pädagogische Wert für Englisch-lernende in der DDR gleich Null.

Die Kritik des Buches soll sich natürlich nicht am Äußeren und Sprachlichen erschöpfen. Doch die mangelnde Sorgfalt hier scheint tiefer zu gehen. Zwar sind die Beobachtungen und Wahrnehmungen weitgehend korrekt, nur hin und wieder mal schleicht sich mißverständene oder ungenaue Information ein. Z.B. in einem längeren Abschnitt über das Schulwesen heißt es: "Die Lehrer bekommen Kopfprämien für jeden Schüler, den sie dazu bringen eine zweite Sprache zu lernen." (S. 14) Oder: "...seinen Doktor baut man nach elf Jahren Universität." Doch dergleichen ist selten. Meistens stimmen Information und Beobachtungen.

Viele Dinge, die Jendryschik auffallen, passen in eine Kategorie, die Goethe mit den Worten "Wie er sich räuspert, wie er spuckt" bezeichnet, und die den meisten Europäern auffallen. Manche davon angenehm,

z.B. die geruchdämpfenden mit Wasser gefüllten Klobecken, die Handlichkeit und Allgegenwärtigkeit des Telefons, daß sich vom Tanken bis zum "Banken" alles vom Auto aus erledigen läßt, das überreiche Warenangebot in den Geschäften, die Leichtigkeit des Zahlungsverkehrs usw. Andere Dinge fallen Europäern, gleichgültig ob aus West oder Ost unangenehm auf, insbesondere die mangelnde Qualität von Brot, Bier und Kaffee. Nun ist natürlich der Kaffee in DDR-Mitropagastätten auch nicht gerade wegen seiner Qualität berühmt. Was bringt man schließlich als Geschenk mit, wenn man in die DDR fährt?

Weiterhin mag Jendryschik keine amerikanischen Stehpartys; Partys sind ihm zu oberflächlich, da sie nicht zu ernsthaften Diskussionen führen. Dazu könnte man natürlich sagen: das tun sie andernorts auch nicht. Denn in der DDR wechselt man bei gleicher Gelegenheit ebenso mit Glas in Hand von einer Gesprächsgruppe zur anderen, wobei hier sogar hinzukommt, daß abhängig von Gastgebern und Gästen gewisse landläufige und populäre Themen völlig tabu sein können, und zwar nicht aus Gründen der allgemeinen Höflichkeit. Trotzdem ist es verständlich, daß der Autor keine Stehpartys mag. Daß er sich dann aber zu der Behauptung versteigt, daß "dieser Partygeist so herrschend [sei], daß es, etwa ab dreißig, kaum richtige Freundschaften gibt, daß man anderen nicht seine tiefergehenden Probleme oder Nöte oder Ängste ausbreitet, daß man lieber zum Psychotherapeuten rennt" (S. 27), ist wohl eine unzulässige Überspitzung und Verallgemeinerung oder ein rückprojiziertes europäisches Klischee über Amerikaner.

Es muß an dieser Stelle überhaupt etwas über die von Jendryschik angewandte Methode gesagt werden. Er beobachtet und, wie gesagt, meistens relativ scharf und genau. Von den Beobachtungen aus gelangt er dann zu gewissen Folgerungen und Ansichten, die auf einer kontrastiven Basis beruhen. Er vergleicht, selten explizit, meistens implizit, seine bekannte Welt mit der neuen. Alles was nicht deckungsgleich ist, weckt Beachtung und Wertung. Dem Neuen steht man skeptisch gegenüber. Und da sich das Neue im ungewohnten Rahmen, im feindlichen Ausland sozusagen darbietet, muß oder müßte es mit negativen Vorzeichen

gesehen werden. Selten, so gut wie nie, wird die Kontrastwirkung in die heimatliche Richtung hin ausgeleuchtet. Die Kritik bleibt also eine Einbahnstraße. Was den Leser um so mehr stört, der beide Welten kennt. Was es aber auch natürlich in der DDR möglich machte, das Buch schnell und erfolgreich über die Runden zu bringen.

Kulturelle und soziale Institutionen werden dann auch abgeurteilt, und zwar so ungefähr eine pro Stadt, denn das Buch unterteilt sich ja in 16 Städte, und in diesen Rahmen muß alles eingefügt werden. Ein besseres Wort fällt mir nicht ein, um die stattfindende Wertung zu beschreiben.

1. Schulsystem: In den Schulen wird kein Tiefgang erreicht, und es werden Fächer unterrichtet, die dort nichts zu suchen haben, z.B. Autofahren, Machineschreiben usw. Bei den Universitäten taugen nur die privaten was, denn die haben genügend Geld, um ordentliche Professorengehälter zu zahlen.

2. Zeitungswesen: Die Zeitungen sind sehr umfangreich, enthalten aber weitgehend nur Reklame, die von den großen Konzernen bezahlt wird. Trotzdem, man höre und staune, decken eben diese Zeitungen Mißstände und Skandale auf und sind hin und wieder sogar systemkritisch. Diese erstaunliche Tatsache wird folgendermaßen bewältigt:

Daß allerdings solcherart Liberalismus, bei etwas Toleranz, hübsch staatserhaltend ist, ein Effekte erzielendes Alibi, das schien ihnen sehr weit hergeholt, noch dazu sich eben dies als das einzige Regulativ darstellt. Aber daß, wenn auf der einen Seite die ganzflächige, das Paradies versprechende Reklame zu sehen ist und auf der anderen Seite der (entschieden kleinere) mit diesem Konzern ins Gericht gehende Artikel, sich das Kritische neutralisiert; also darüber könnte man schon reden. (S. 17)

So verkehrt sich flugs und, wenn gehörig dialektisch rangenommen, offensichtlich Positives in weniger Offensichtliches, aber immerhin: Negatives. Daß die amerikanischen Zeitungen wenig über Europa, noch weniger über die verbündete BRD und schon gar nichts über die DDR berichten, erstaunt nur noch am Rande.

3. Kino: Auch hier steht's nicht zum besten. Hollywood ist nur noch Atrappe. Im Zentrum der Städte gibt's nur "...gequirlte Scheiße als Action-Movies oder als softiger Porno: der neuste Hit heißt Taboo II und zeigt ausführlich, wie es Bruder mit Schwester, Mutter und Sohn, Vater und Tochter miteinander treiben--ich denke mir der Streifen ist gedacht als Aufmunterung der heutigen amerikansichen Familienbande". (S. 196). Ausländische Filme gibt's gar keine und gute amerikanische--immerhin es gibt sie--mit Dustin Hoffman z.B., sind nur am Stadtrand zu sehen.

4. Fernsehen: "Jetzt muß ich aber mal, liebe K., übers Fernsehen herziehen" (S. 124). Der Herzog erfolgt dann, relativ detailliert, über drei Seiten. Am anstößigsten: die viele Reklame, die die Sendungen unterbricht, die Banalität der Programme. Die neuerdings mögliche reiche Auswahl der Kanäle trägt auch nichts zur Besserung der Situation bei, da auch sie wenig bieten. Und mit den Nachrichten liegt's völlig im Argen. Einzig objektiv dargestellte und gezeigte Neuigkeit: die Wetterkarte.

5. Krankenversicherung, d.h. eigentlich das Fehlen derselben ist katastrophal für die unteren 50% der Bevölkerung und stellt eine unzumutbare finanzielle Belastung dar. Der Zustand wird als Gipfel der Unsozialität in der amerikanischen Gesellschaft gesehen.

6. Die Banken konzentrieren alle Macht im Staat in sich, kontrollieren doch gerade sie die allgewaltigen Konzerne. Mit Kreditkarten und leicht erhältlichen Krediten ziehen sie auch der minderbemittelten Bevölkerung das Geld aus den Taschen.

Etwas Besonderes sind auch die Namen: diese Finanzumschlaghäfen heißen nicht etwa Zur fröhlichen Räuberhöhle oder Schenke der eigenprofitablen Spekulation, sondern Chase Manhattan, First National, Banc [sic] of America, of Illinois, of Chicago usw. usf., so daß jeder, der nur einen Funken Patriotismus hat, sich geradezu verpflichtet sehen muß, Kunde zu werden. (S. 29)

7. Ähnlich wie die Banken sind die Kaufhäuser, auch sie völlig darauf eingerichtet, den Kunden das

Geld abzunehmen. Sie tun das übrigens mit einem überaus reichhaltigen und verlockenden Warenangebot. Da sind die Kaufhäuser im Sozialismus doch völlig anders!

8. Auch dem amerikanischen Sport sind wenig gute Seiten abzugewinnen: "Neulich war ich beim Gladiatorenkampf, der ist im Stadion zu besichtigen und heißt, reichlich verschönend gesagt, football." (S. 30). Baseball ist schlicht und einfach arg langweilig.

9. Die Kirchen in Amerika, diesen Eindruck gewinnt man im Buch, bestehen weitgehend aus verschrobenen Sektierern; es gibt längere Abschnitte über die Mormonen, die Old Order Amish, die Mennoniten. Angehörige dieser Sekten sind nett und lieb, weil Pazifisten, stehen aber sonst naiv außerhalb des Weltgeschehens.

10. Amerika hat, wie könnte es anders sein, enorme Umweltprobleme: die Kernenergie droht (vgl. Three Mile Island und den Film China Syndrom), und Giftfässer werden achtlos im Boden verscharrt. In der DDR, so müßte man doch nun schließen, gibt es so etwas nicht. Denn Kernenergieprobleme und Giftfässer an den Niagara-Fallen sind eine typisch amerikanische Angelegenheit.

11. Zuguterletzt noch ein Wort zur Schriftstellerei und zur Kultur in Amerika überhaupt. Um die Schriftstellerei, und die liegt dem Autor nun mal besonders am Herzen, ist es schlecht bestellt:

Die Schriftsteller, so wurde mir immer wieder deutlich [gemacht], spielen im öffentlichen Leben dieses Landes keine Rolle. Von ihnen weiß man höchstens, daß einer wie Vonnegut eine Villa für eine Million gekauft hat und sich deshalb ab und an zu teuer bezahlten Artikeln aufraffen muß, daß auch Updike die Flagge vor seinem Haus gehißt hat, daß Hemmingways Witwe die Kubaner nicht mochte. (S. 102)

Und mit dem Rest der Kulturschaffenden sieht es nicht wesentlich besser aus:

Kein überragender Komponist in den letzten andert-halb Dekaden, kein Maler, kein neuer Liedermacher. Gute Architekten haben sie hier, Fotografen Sänger Tänzer Schauspieler (Jack Nickolson liebe ich über

Tänzer Schauspieler (Jack Nickolson liebe ich über alles) -- aber das sind in erster Linie Berufsgruppen, die von handwerklicher Perfektion leben. Und ich meine nicht etwa, liebe K., daß die Talente fehlen, ich meine den geistigen Anschub, das Klima. (S. 196)

Nun gibt es selbstverständlich auch eine ganze Menge Positives in Amerika:

1. Die Höflichkeit: die ist gewiß oft oberflächlich aber auch oft sehr wohltuend und echt.

2. Amerika ist ein Wunderland der vollendeten und erschwinglichen Technologie, das gibt der Autor unumwunden und anerkennend zu. Erstaunlich findet er auch, daß Kinder schon im zarten Alter von 10 Jahren ohne größere Schwierigkeiten ihre Hausarbeiten auf dem Computer erledigen. Diesen Ausführungen folgt allerdings ein einschränkendes "allerdings halten Fachleute auch das für höchst problematisch". (S. 98)

3. In Zusammenhang mit der Technologie wird auch das amerikanische Verhältnis zum Auto als notwendigem Gebrauchsgegenstand beleuchtet--kein prestigegeladener Luxus.

4. Und das erstaunte mich doch, die in Salt Lake City entdeckte amerikanische Disziplin und "Arbeits-wut". Und verschiedene Errungenschaften wie das erste künstliche Herz, das ohne Aufhebens und ohne die übliche Hyperbolik gezeigt wird.

Auf viel mehr Pluspunkte komme ich nicht, selbst wenn ich die bereits erwähnte, mit Wasser gefüllte Kloschüssel hinzuzähle.

Jendryschik mag keine Stehpartys, weil es dabei nicht zu ernsthaften Gesprächen kommt, und er kann nicht verstehen, daß sich Amerikaner im allgemeinen nicht für Politik interessieren, schon gar nicht für Außenpolitik, es sei denn, es drehe sich um einen Skandal oder eine nationale Katastrophe. Gesellschaftssysteme und theoretische Sozialpolitik will schon gar keiner diskutieren.

So kommt es zu relativ wenig "ernsten" Gesprächen: Einmal mit einer Familie der unteren Mittelklasse in Chicago; ein andermal mit einem Richter und dessen Familie in Kalifornien, oder mit einer Professorenclique in San Francisco. Geißelt werden Patriotismus, internationaler Imperialismus, "die Lage der Schwarzen,

der Indianer, der Arbeitslosen, der Armen, der Bettler, die hohen Mieten, das wahnsinnige Krankengeld, die Studienkosten" und, damit nicht genug, "das ganze geistige Klima". Nun lassen sich natürlich all diese Probleme nicht von der Hand weisen, und fast jeder Amerikaner weiß darüber Bescheid. Man kann auch die meisten Argumente akzeptieren, wenn dieser Schritt ins eher Mystische unterbleiben würde, der nämlich ins "ganze geistige Klima". Außerdem fehlt die andere Waagschale völlig, klingt nur zwischen den Zeilen an, z.B. die Rede- und Meinungsfreiheit, die Freizügigkeit und Mobilität, das Wahlsystem (mit all seinen Nachteilen), Regulative im System, z.B. die Möglichkeit einen unliebsamen Politiker abzusetzen oder Gesetze zu ändern, der Lebensstandard (trotz Armen und Arbeitslosen).

Denn im Grunde, und so kristallisiert es sich heraus, hegt man schließlich den Verdacht, daß Jendryschik genau das tut, was er den Amerikanern vorwirft: er ist von seiner Sache, von seinem System genauso kompromißlos überzeugt wie sie von ihrem. Daher hat es schon seine Richtigkeit, daß ein Verstehen, eine Verständigung kaum möglich war.

Seine Kritik am amerikanischen Sozialgefüge wächst selten über Standardklischees hinaus. Die Schwarzen sind nach wie vor Bürger zweiter Klasse. Zwar brauchen sie nicht mehr hinten im Bus zu sitzen oder müssen bestimmte öffentliche Einrichtungen und Restaurants meiden, heute werden sie finanziell unterdrückt. Den Indianern geht es noch schlechter: "sie suchen überreichlich federgeschmückt dem Klischeebild zu entsprechen". (Und das tun nicht nur die Indianer offensichtlich.) Wohl hingegen fühlt sich Jendryschik in einem Keller in Memphis, wo eine Gruppe Linker eine Friedensdemonstration plant, die, wer hätte es gedacht, doch immerhin von Zehntausenden unterstützt wird. Heimisch fühlt er sich auch, aus nicht näher ausgeführten Gründen, im Hafen von Boston.

Schamlos ausgebeutet werden die nördlichen, und vor allem die südlichen Nachbarn der U.S. und die armen Hawaiianer. Kennzeichnend findet er die Jacken von Jugendlichen in San Francisco, auf denen eine Landkarte des Pazifik abgedruckt ist. Süd Korea er-

scheint da als Insel. China, die Sowjetunion und Vietnam sind ausradiert.

Und immer wieder, d.h. alle paar Seiten wird nicht nur bildlich, sondern auch verbal Armut und Unterdrückung eingestreut: "...wenige Schritte später sah ich auf Heißlufttrasten von Kellerschächten einige Schwarze sitzen, neben sich die Lumpenpakete und die Arme zu steif, sie zum Betteln zu heben." (S. 190). Diese Liste von Beispielen ließe sich lange fortsetzen.

Was bleibt am Ende? Wenig mehr als ein negatives Zerrbild, das die vorhandenen öffentlichen Klischees über Amerika fortsetzt, das Feindbild untermauert und nicht abbaut. Regierung, Banken und Konzerne sind die Ausbeuter und Unterdrücker, das breite Volk, insbesondere aber die Minoritäten, die Leidtragenden. Und welcher Tatsache ist diese Situation wohl zuzuschreiben? Der Oberflächlichkeit, dem politischen Desinteresse, der Naivität und dem fehlgeleiteten Patriotismus des Volkes, so einfach ist das.

Reiseberichte sind in der DDR populär, und das liegt in der Natur der Dinge, denn bisher war die Reiselust in diesem Land groß und die Reisemöglichkeiten klein. Daher ist dieser Reisebericht nicht erstaunlich und keine Ausnahme. Nur hat Jendryschik, meiner Ansicht nach, eine große Chance vertan. Er hätte die Möglichkeit gehabt, Stereotypen zu vernichten, zur Verständigung beizutragen. Seine Beobachtungen sind durchweg gut und exakt, aber seine Schlußfolgerungen tendenziös und einseitig. Der saloppe, journalistische Stil bessert diese Situation kaum.

Günter Kunert, der erste DDR-Schriftsteller, der offiziell im Jahre 1972 in den Vereinigten Staaten weilte, schrieb im Jahre 1974 ein ähnliches Buch mit dem Titel Der andere Planet. Auch er macht ähnliche Beobachtungen und Erfahrungen, versteigt sich aber nicht zu absurden Wertungen und schickt, klugerweise, seinem Buch ein versöhnliches caveat voraus:

Trotz aller Mühe: Objektivität steht nicht in unserer Macht. Wir sind keine Speichergeräte. Unser aufnehmendes Auge erweist sich bereits beim Aufnehmen als partiell blind: ...ungewollt nehmen wir manches einfach nicht wahr oder auch nur bestimmte Dinge, deren Analogien in unserem Bewußtsein schon vorhanden sind. (S. 7).

Damit läßt es sich auskommen, auch wenn er später in Iowa statt Mais Weizen wachsen läßt. Seine Kritik richtet sich gezielt auf greifbare Details, keine Breitseiten auf Amorphes wie das Bankensystem, und bleibt daher letzten Endes glaubhafter, wirkungsvoller. Auch sein Stil, obwohl durchweg ironisch, ist genauer und nicht pennälerhaft. Nach dem Anderen Planeten ist Zwischen New York und Honolulu eigentlich nicht notwendig gewesen, denn wesentlich Neues tritt nicht zu Tage. Und den Eindruck, den ein DDR-Bürger haben muß, der 1974 Den anderen Planeten las und jetzt das Jendryschik-Buch, ist der, daß sich die Situation in den Vereinigten Staaten in den letzten 12 Jahren auf allen Gebieten enorm verschlechtert hat.

Zweimal in seinem Buch kündigt Jendryschik große Reisemüdigkeit an, und auf Ellis Island stellt er sich sogar die existentielle Frage "...warum war ich eigentlich hier!" (S. 194). Leider bleibt diese Frage in jeder Hinsicht unbeantwortet.

Fritz König  
University of Northern Iowa

Ins Ungebundene geht eine Sehnsucht. Gesprächsraum Romantik, Prosa und Essays. By Christa Wolf and Gerhard Wolf. Berlin und Weimar: Aufbau Verlag, 1985.

Ins Ungebundene geht eine Sehnsucht is a collection of literary and critical texts written between 1968 and 1984 in which Gerhard and Christa Wolf read in a new way the works of certain authors at the periphery of the Romantic era. Gerhard Wolf's "Der arme Hölderlin" heads the volume as it was historically among the first reinterpretations of how early Romantics such as Hölderlin and Kleist were unable to influence society during the "Zwischenzeit" between the French Revolution and the restorative phase in Germany. For Gerhard Wolf it was the 1968 riots in Paris and Prague, as well as the Berkeley protests against US involvement in the war in Vietnam which motivated him to write about Hölderlin's work as a way of opening a "Gesprächsraum" (402). The expulsion of Wolf Biermann from the GDR in 1976 and the suppression of

criticism of that action brought about Christa Wolf's need to enter that discursive space through the printed medium. As she states in "Projektionsraum Romantik," she sought the "Voraussetzungen von Scheitern" of marginalized women and intellectuals during early Romanticism (376, 378).

Who are the Romantic writers representing utopian longings which could not be realized at the onset of the 19th century? Bettine von Arnim is for both Christa and Gerhard Wolf the revolutionary of the early Romantics whose political inventiveness and patience identify her as a forerunner of the socialist personality. At the same time Bettine's writing process of constantly shifting patterns of desire--"Die Sehnsucht hat allemal Recht"--goes beyond the strictures of bourgeois personhood. Achim von Arnim's texts show, with Gerhard Wolf's rereading, the tensions between patriotic ideals, the "Trösteinsamkeit" of farming in Wiepersdorf to support Bettine and their children in Berlin, and attempts to negotiate between reactionary and liberal politics with the "Christlich-Teutsche Tischgesellschaft" (274-275). Hölderlin, Heinrich von Kleist, and Karoline von Günderrode are the subjects of painful inquiries into the societal conditions which foster suicidal despair and its literary voice. Gerhard Wolf explains the social coordinates of the Napoleonic era which lead to Hölderlin's desperation, while Christa Wolf dramatizes in "Kein Ort. Nirgends" a possible meeting between Kleist and Günderrode in which they express their own feelings of alienation. Gerhard Wolf's rereading of Hölderlin opens a "Gesprächsraum" for authors and critics to discuss the conditions surrounding writing during Romanticism when society seemed not to need critical perceptions. Christa contributed to this discursive space with her rereading of Günderrode and Kleist by identifying how the separation of a male public from a female private sphere established at the onset of the bourgeois era expressed itself in women's desire for social influence and men's repressed fear of irrationality. (See especially "Kleist's 'Penthesilea'") Industrial society, whether under capitalism or socialism, is based on this "Riß durch die Zeit" which the Romantic writers mentioned here describe.